

mit Andeutungen und Assoziationen. Diese sind natürlich oft genug historischer Art, verdeckte oder offene Hinweise auf überlieferte Begebenheiten oder kulturelle oder zen-praktische Zusammenhänge, die ohne entsprechendes Wissen gar nicht mitvollzogen werden können. So schickt H. Dumoulin jedem Kōan eine kurze Einführung in die Situation voraus und gibt ihm Anmerkungen bei, die Realien, geschichtliche oder literarische Zusammenhänge betreffen. (Nur in den Einführungen blitzt noch ab und zu etwas vom metaphysisch-„Absoluten“ auf.) In diesen Anmerkungen und Einführungen verrät sich unpräzisiert, daß diese Ausgabe von einem der ersten Kenner und Erforscher des ostasiatischen Denkens und insbesondere des Zen veranstaltet wird. Schließlich rundet eine kurze, aber präzise Einleitung, die auf ca. 20 Seiten das Wissenswerte und -nötige zum Verständnis des Mumonkan bietet, das Werk ebenso ab wie der Anhang, der neben Personen- und Sachregister zweisprachig eine Traditionstafel, eine Liste japanischer Kommentare und japanischer Ausdrücke enthält.

Es ist für den deutschen Sprachbereich zweifelsohne ein besonderer Glücksfall, daß das Bi-yän-lu und das Mumonkan jetzt in Übertragungen vorliegen, in die hervorragende Gelehrte von internationalem Ruf die Frucht jahrzehntelanger lebendiger Begegnung mit dem Fernen Osten genauso eingebracht ha-

ben wie ihr Fachwissen und ihre sprachliche Gestaltungskraft. (Frage des Rezensenten an den Leser und sich selbst: Wie lange ist es her, daß wir das letzte Buch in Händen hatten, das in Jahrzehnten zur Reife gebracht wurde?!) In die Freude über diese Tatsache mischt sich nur ein Wermutstropfen: daß es nach dem Tod von Wilhelm Gundert bislang nicht gelungen ist, die Arbeit am Bi-yän-lu in seinem Geiste weiter- und zu Ende zu führen.

Da nun die zwei wichtigsten Quellensammlungen zur Kōan-Übung in reifer – wenngleich beim Bi-yän-lu unvollständiger – Übertragung vorliegen, ist zu hoffen, daß das recht lebhafte Interesse an der Kultur des Ostens sich mit der gleichen Aufmerksamkeit, die es den Publikationen über das Zen entgegengesetzt hat, auch den Quellen zuwende und so das beginnende Gespräch zwischen östlicher und westlicher Geistigkeit und Religiosität stärke und fördere. Die Übertragung des Mumonkan durch H. Dumoulin ist ein weiterer Meilenstein auf diesem Weg, und die Tatsache, daß der Hermeneut hier ganz hinter dem Werk zurücktritt, birgt die Gewißheit, daß dieses Gespräch in zunehmendem Maß möglich wird.

Hans Brockard

¹ Mumonkan. Die Schranke ohne Tor. Meister Wu-men's Sammlung der achtundvierzig Kōan. Aus dem Chinesischen übersetzt und erläutert von Heinrich Dumoulin. Mainz: Grünewald 1975. 188 S. Lw. 34,-.

Heimkehr zum Mythos oder Glauben?

Hans Jürgen Baden, der im Dezember dieses Jahres seinen 65. Geburtstag begehen wird, legt zu seinen 20 bisher erschienenen Büchern ein weiteres hinzu, das vom Glauben des Dichters handelt, allerdings in vierfacher Spiegelung von Jochen Klepper, Reinhold Schneider, Thomas Mann und Rainer Maria Rilke¹. Glaube und Dichtung, Poesie und Theologie – das sind bei Baden keineswegs neue Töne oder Themen, sondern altbekannte Grundakkorde und Motivkonstanten, die sein ganzes Lebenswerk durchziehen. So überrascht es keineswegs, wenn die „extremen Existenz“ J.

Klepper und R. Schneider hier wieder erscheinen, obgleich Baden schon 1968 das Erlöschen der Gnade an der Gestalt R. Schneiders exemplifiziert und dem Fall Klepper noch im August 1975 gewichtige Seiten in dieser Zeitschrift gewidmet hat. Ähnlich ist es mit Thomas Manns „Heimkehr zum Mythos“, ein Aspekt, den Baden bereits 1971 in seinem Buch „Poesie und Theologie“ erörtert hat. Ohne Vorgänger scheint lediglich die Studie „Rilke als religiöser Erzieher“ konzipiert und aus dem aktuellen Anlaß von Rilkes Geburtsjubiläum niedergeschrieben zu sein. Baden

kennt Rilke zu gut, um in Gefahr zu geraten, ihn für eine christliche Position zu reklamieren; was er will, ist aufzuzeigen, wie Rilke „erzieht durch Verzicht auf Erziehung“ (55) und wie er sich so in die Nachfolge Kierkegaards begibt, was Baden als „eine erregende Übereinstimmung der Geister“ (60) zu deuten versucht. An den Grenzen von Angst und Tod wird Rilke die Namenlosigkeit Gottes bewußt, die Trennung von Gott und Welt. „Je mehr die Abneigung wächst, Gott zu zitieren und seinen Namen unter die Namen zu mischen, die wie Laub herabfallen und gleichmütig zertreten werden, desto ungeteilter richtet sich die Aufmerksamkeit auf die Wirkungen, die er hervorbringt und die offenkundig sind. Das Spätwerk Rilkes ist, recht verstanden, ein kontinuierliches Zeugnis solcher Wirkungen“ (74). Sollte man nicht ergänzen, daß diese Worte zugleich unsere Situation charakterisieren?

Das Thomas-Mann-Gedenkjahr veranlaßte Baden, dem religiösen und theologischen Aspekt in den Joseph-Romanen nachzugehen, ein durchaus legitimer, von Thomas Mann selbst intendierter Anspruch, den inzwischen zahlreiche wissenschaftliche Monographien exakt diskutieren. Badens Absicht ist eine andere: Er will über die Analyse dieses Romanwerks zur religiösen Verfassung Thomas Manns gelangen und sie verständlich vor unseren Augen ausbreiten. Baden findet seinen Ansatz in Thomas Manns Rolle eines Kommentators gegenüber dem biblischen Mythos, den er als Erzähler lediglich zu ergänzen und zu vervollständigen vermag. Als Nacherzähler und dichterischer Kommentator entfaltet er so den biblischen Urtext, bringt das Verschwiegene zur Sprache und stellt sich so selbst in den Dienst eines und desselben Mythos, in dessen Namen auch Rilke „erzieht durch Verzicht auf Erziehung“. Was Thomas Mann leiste, sei keine Entmythologisierung, sondern die durch Nacherzählung vollzogene Konkretisierung des biblischen Urtextes, und zwar am Beispiel der Erniedrigung und Errettung eines exemplarischen Menschenlebens, das auf ein anderes, in der Abwandlung des Schemas Erniedrigung–Errettung unüberbietbar blei-

bendes verweist. „So demonstriert die Geschichte Josephs in den entscheidenden Phasen das mythische Muster von Tod und Wiedergeburt. Die Erhöhung aber läßt den Erhöhten als Bringer einer neuen Zeit erscheinen, als Retter und Erlöser, als Antizipation des ‚Heiland‘“ (38). Neben diesem Schema geht Baden noch anderen mythischen Mustern nach, die im Joseph-Roman stets wiederkehren, so z. B. dem der Nachahmung (*imitatio*) oder des Nachkommenlassens, um dann seine Deutung und Erkenntnis in einer der wichtigsten Passagen seines – von professoralen Anmerkungen so wohltuend freien – Buchs zusammenzufassen: „Thomas Mann hat erfahren: wer die mythischen Stoffe wiedererzählen, kommentieren will, muß sich ihrem Gesetz unterwerfen, er muß sich in jenen Zustand sinnierender Gläubigkeit versetzen, den Jakob, Joseph, Eliezer und andere Figuren des Mythos unvergleichlich erfahren haben. Der Mythos ist also nicht irgendein literarischer Entwurf, sondern eine Welt, die man betritt und an deren Geheimnis man teilhaben muß, um glaub-würdig von ihr zu berichten. Thomas Mann hat diesen Eintritt in die mythisch-religiöse Welt vollzogen – weder neugierig noch ironisch, sondern offenbar aus einer tiefen inneren Notwendigkeit heraus“ (44 f.).

Wer so im Bann des Mythos lebt, dem wird auch der Gottesglaube Abrahams und Josephs begreifbar, ja sogar sympathisch erscheinen. Die Erfahrung der göttlichen Führung, die Baden als das riesige Geflecht in den Joseph-Romanen entdeckt, ist dann vielleicht auch „der Schlüssel zu jener Sympathie, die der Erzähler seinem Helden entgegenbringt. Wir gehen nicht fehl in der Annahme, daß Thomas Mann entscheidende innere Erfahrungen im Spiegel Josephs wiedererkannte. Wir erinnern an seine wiederholte Äußerung, ein Gesegneter zu sein“ (54). Diese Meinung Badens, obgleich verbürgt durch ein Erika-Mann-Zitat, wird bei vielen Professionellen Anstoß erregen und Widerspruch auslösen; aber muß man nicht Hans Jürgen Baden dankbar sein, daß er aus aktuellem Anlaß gerade diesen vielfach und oft bewußt übersehenen Aspekt wieder zur Geltung brachte?

Führten die Spuren des Glaubens bei Rilke und Thomas Mann eher ins Außerchristliche und Außerkirchliche, so bei Jochen Klepper und Reinhold Schneider hingegen direkt ins Zentrum von Kirche und Christentum, obwohl auch hier nicht ohne Anfechtung und Versuchung. Baden bemüht sich, beide Gestalten zu parallelisieren als Konfigurationen „extremer Existzenzen“: beide 1903 geboren, beide bedeutend älteren Frauen im Leben verbunden, beide dennoch arm an Eros in Leben und Werk, beide – auf je eigene Weise durch die Mode oder durch die Operette – der Welt zugewandt, beide schließlich tragische Existzenzen, aber zugleich von unterschiedlicher Disposition für das Tragische. Besaß Schneider nach Ansicht Badens eine „ursprüngliche Affinität zum Tragischen“, so stand Klepper solchen Erwägungen ursprünglich ganz fern: „Der geborene Selbstmörder und der Selbstmörder wider Willen kontrastieren hier also in aller nur erdenklichen Schärfe: beide sind und bleiben tragische Figuren. Der eine, weil er dieses dunkle Erbe im Blut trug und ihm wehrlos ausgeliefert war; der andere, weil er in eine geschichtlich-politische Lage hineingeriet, aus der es für ihn keinen Ausweg gab“ (14 f.).

Badens behutsame Parallelisierung beider Gestalten bis hin auf ihren letzten – dunklen – Punkt, den er einerseits als Liquidierung des Glaubens an die Auferstehung (Klepper) umschreibt, andererseits als Ablegen der geistlichen Waffenrustung und Verlieren in Schwermut (Schneider) kennzeichnet, zielt jedoch letztlich auf „die Übereinstimmung der Schicksale von Schneider und Klepper . . . in der religiösen Erfahrung“: „Der Mensch stirbt, wie Christus gestorben ist; dieser geistliche Tod bleibt die Voraussetzung eines neuen Lebens, das aus dem Grabe von Schwermut und Ohnmacht österlich hervorbrechen soll“ (27).

Das schmale Bändchen von Hans Jürgen Baden, wie immer brillant und verständlich geschrieben, zählt nicht einmal 100 Druckseiten, aber ist derart gehaltvoll, daß es zur wiederholten Lektüre verlockt; setzt es uns doch auf die Fährte von Menschen, die heute rar geworden sind, vielleicht besonders rar unter Dichtern und Schriftstellern der Gegenwart.

Ernst Josef Krzywon

¹ Hans Jürgen Baden, *Der Glaube des Dichters*, Hamburg: Agentur des Rauen Hauses 1975. 78 S. Kart. 9,80.

Heinrich Pesch heute

Vor 50 Jahren, am 1. April 1926, ist Heinrich Pesch SJ aus diesem Leben geschieden und in den Frieden Gottes eingegangen. Bei uns in Deutschland, wo er gewirkt und in dessen Sprache er seine wissenschaftlichen Werke veröffentlicht hat, ist er nahezu vergessen; in den Vereinigten Staaten – mindestens in sozial engagierten katholischen Kreisen – lebt die Erinnerung an ihn fort. Zum 25. Jahrestag seines Todes schrieb Franz H. Mueller, Dean des St. Paul's College, St. Paul (Minn.), der in Berlin aufgewachsen war und Pesch gekannt hatte, in der damals von den Jesuiten in St. Louis herausgegebenen Zeitschrift „Social Order“ einen Gedächtnisaufsatz „I knew Heinrich Pesch“; jetzt, da sich Peschs Todestag zum fünfzigsten Mal jährt, hat „The Fo-

rum“ mich um einen Beitrag gebeten, der daran soll, was Pesch *heute* noch für uns bedeutet.

Kann ein Gelehrter, dessen Name in dem Land, in dem er lebte und seine Werke erschienen sind, selbst im engeren Kreis der Fachgenossen kaum noch bekannt ist, weit über die Grenzen dieses Landes und seines Sprachbereichs hinaus heute noch von Bedeutung sein? Das kann offenbar nur dann der Fall sein, wenn seine Erkenntnisse und seine Gedanken, auch ohne daß man deren Urheber kennt, noch weiterwirken und Frucht tragen. Bei Heinrich Pesch trifft das zu.

Worin besteht die geistige Leistung von Heinrich Pesch und wie wirkt sie heute – ein halbes Jahrhundert nach seinem Tod – in der